

84] Die Bauern von Steig.

Roman von Alfred Suggenberger.
Das Schlittenfest.
(Schluß.)

Ich war mit meinen Augen im geheimen beständig hinter dem jungen Gräbenrieter her. Er hatte ein wenig den breiten Mund seines Großvaters geerbt, der jedoch mit seinem sauber rasierten, unternehmenden Gesicht nicht unangenehm auffiel. Der Gräbenrieter-Heinrich war, wie man wohl wußte, bei den Mädchen immer gut weggekommen.

Schon bei der zweiten Fahrt wußte er es durch einen kleinen Betrug so einzurichten, daß er mit Margritte zusammenkam. Er war, nachdem er mit den Augen die Reihen rasch abgezählt, fast unbemerkt um zwei Plätze aufwärts gerückt, ohne daß der Schlittenmeister dies bemerkt hatte. Es entging mir nicht, daß er seine Schlitterin während der ganzen Fahrt eng umschlungen hielt und sich mit ihr im Flüster-ton unterhielt. Ich meinerseits hatte inzwischen das zweifelhafte Vergnügen, die dicke Bannhofer-Christine auf dem Schoß zu tragen, ihr fast kinnloses Gesicht lag beständig so nahe an dem meinigen, daß ich den warmen Hauch ihres Mundes einatmen durfte. Wie das doch manchmal merkwürdig zusammenstieß, sagte sie jede Minute zwei- oder dreimal und sah mich dabei mit ihrem hingebendsten Blicke an. Dann wieder klagte sie, daß es auf dem Schlitten so „zügig“ sei und suchte in meiner unmittelbaren Nähe vor der Kälte Schutz, obschon ich bei ihr eher einen Uberschuß von Wärme glaubte feststellen zu können. Mit ihrer vollen Stimmkraft setzte sie darauf in das Lied ein, das einige Burschen und Mädchen angestimmt hatten und das nun hell und unverkünstelt in den Winterfrieden hinausklang:

„Wo Berge sich erheben
Zum hohen Himmelszelt . . .“

Ich dachte an die Ohrfeigen in Gemeinderat Kinspergers Hause und wunderte mich daneben über die schöne, klare Altstimme meiner Schlitterin, um die ihr mein Herz wahrhaftig ein ganz klein wenig entgegenkommen mußte. Während des Aufwärtssteigens gab sie mehrmals der Besorgnis Ausdruck, daß sie gewiß das nächstemal mit dem beinernen Christoffel fahren müsse. Es sei halt im Leben immer so, immer komme das schönste zuerst und dann das andere.

Der Gräbenrieter-Heinrich fand es nicht für notwendig, auf der Bergfahrt beim Ziehen behilflich zu sein. Er kam mit seiner Schlitterin Arm in Arm gemächlich hinter den beiden Fuhrwerken her und unterhielt sich in ziemlich lebhafter Weise mit ihr, wobei er fast immer allein redete. Die Besprechung schien indes nicht ganz zu seiner Befriedigung ausgefallen zu sein, denn auf dem Wäldi-Boden angekommen, nahm er seinen Zweiplägerschlitten wieder an sich und fuhr allein bergunter.

Diesmal kam ich mit Margritte zusammen. Es kam mir zuerst beinahe unglaublich vor, mein Nebenmann mußte mit einem Puff geben, ehe ich aus der Reihe trat und zu ihr hinüberging. Steif und hölzern machte ich meine Verbeugung. Erst als ich den Arm meiner Schlitterin in dem meinigen fühlte, gewann ich Mut und Munterkeit zurück.

Ich war nicht laut während dieser Fahrt. Mehrmals wandte ich mich mit unsicherem Blick nach ihr um; aber sie tat mir den Gefallen nicht, mir jetzt im Trubel auch nur für eine Sekunde ihre Augen zu schenken. Geruhig saß sie in der engen Gast und sah zu, wie die schwarzdunklen Tannen gleich Gespenstern an uns vorbeihuschten. Auf ihrem ebennmäßigen Gesicht lag etwas wie ein Widerschein von der Stille der Felder.

„So schnell hält' es nicht gehen sollen,“ sagte ich ohne Berstellung zu ihr, als der Schlitten unten auf der Ebene hielt. Sie gab mir zu verstehen, daß sie für heute das Schlitten satt habe und nach Hause wolle. Da bat ich sie unauffällig, nein, ich bat nicht, ich hielt an: „Du — wenn ich bis zum Dorf mit Dir gehen dürfte . . .“

Sie hatte nur ein leises Nicken als Antwort. Aber in dieser heimlichen Bewegung ihres Kopfes, das niemand außer mir sehen sollte, lag für mich eine Welt von Glück und Wonnen beschlossen.

Heimkehr.

Stillschweigend, ohne von den andern Abschied zu nehmen, wandten wir uns dem Dorfe zu. Als sich der Lärm der Schlittenleute hinter uns an der Halde verloren hatte, legte sie mit süßer Selbstverständlichkeit ihren Arm leicht in den meinen. Der Schnee knisterte unter unseren Tritten. Es war, als ob in diesem gleichförmigen Tone die kalte Nacht mit uns reden würde. „Wo geht Ihr hin? Wißt Ihr jetzt endlich voneinander?“

Nichts lagen jetzt! . . . Es reute mich, die liebe Stille zu brechen, als könnten sich unsere Seelen darin besser zueinander hinfinden.

Als die ersten Häuser des Dorfes näherkamen, hielt ich sie plötzlich an. „Du — — ich möchte mich einmal satt an Dir sehen!“

Sie mußte lächeln, unsere Augen waren sich in der Halbhöhe ganz nahe und hatten kein Geheimnis voneinander. Ich konnte dem lieben Wunsch nicht widerstehen, ich legte beide Arme um ihren Hals und zog sie mit sanfter Gewalt an mich.

„Ich meinte, nur an sehen . . .“ scherzte sie über den gebrochenen Zauber hinweg. Und wir küßten uns und waren sehr glücklich. Langsam schritten wir ins Oberdorf ein. Ich erzählte ihr leise davon, daß ich an den Stelzenhof denke und daß es mir fast nicht fehlen könne, da mit dem Leberer bereits alles abgemacht sei. Sie habe so etwas schon vermutet, sagte sie; und es sei ihr recht.

„Du wirst nun wohl kündigen müssen,“ meinte sie nach einer Weile. Ich gab zu, daß ich herzlich gern geliebt wäre, — weil ich jetzt an das Haus und an alles gewöhnt sei. . . .

Wir sahen uns an und lächelten beide. Da war es bereits beschlossen. „Gar zu lange nicht,“ beschwichtigte sie sich selber. „Etwa bis Neujahr? Ich möchte Dir gern das Gute Jahr anwünschen.“

„Ich Dir auch.“

Wir gingen eben am Schulhause vorbei. Es fiel mir etwas in den Sinn. „Du, es ist lange her, seit ich Dir das ausgezackte Bildchen ins Buch legen wollte.“

Sie sah mich verwundert an.

„Mir?“

„Ja, Dir.“

Sie dankte mir mit einem sehr lieben Blick. Es war mir, wie wenn sie ihre scheuesten Mädchenfüße bis jetzt vor mir verborgen hätte.

Mit wenig Worten sagte ich ihr, wie damals alles gegangen sei. Auch das wegen Hans Kinsperger, und wie ich einmal nachts hinterm Brunnenstod auf sie gelauert habe. Meine kleinen Erlebnisse mit Mina Stürler, besonders das letzte mit dem Lebkuchenherz, fand sie sehr kurzweilig. Und sie gestand mir, daß sie mich als Schulkind auch ein wenig gern gehabt habe; aber dann sei ich auf einmal so unartig geworden.

Wir sahen noch ein Viertelstündchen in der warmen Stube beim Lampenlicht beisammen, wunderten uns über unsere Dummheit und Klugheit und glaubten, daß sich nirgends auf Erden zwei so gut wie wir verstünden. Unversehens fing sie von meinem Schwank zu reden an; sie lachte mich ein wenig darüber aus, daß ich mein Werk so ängstlich vor ihr habe verheimlichen wollen. Sie habe es drum doch vor dem Lehrer Zimmermann zu sehen gekriegt. Sie wußte zu berichten, daß der Scherz dem Lehrer gut gefalle, und meinte ganz ernsthaft dazu, ich könnte vielleicht, wenn ich mir die Mühe nähme, noch einmal etwas viel Schöneres zustande bringen. . . .

Ausfliegen.

Die frumme Hubacherin hat ihren Sohn nicht aus Amerika zurückertarten können, sie hat ihren zähen Glauben mit unter die Erde genommen. Aber ein anderer, der vielleicht mehr Recht darauf besaß, hat dafür sein gutes Bauernerbe angetreten. Der alte Kräuter mit den zwei Sprüchen, der vor Zeiten meinem Großvater als liebes Heiratsgut zugefallen sein mochte, steht jetzt nach langen Jahren der Verbannung wohlbehalten wieder an seinem Platz in der stillen Ecke, den er in den Tagen meiner ersten Jugend eingenommen hat. Und ich habe ein kleines, gelbhaariges Kind davorstehen und mit den lieben Fingern die ihm rätselhaften Buchstaben betasten sehen. . . .

Vor den blanken Fenstercheiben des Stelzenhofs blühen weiße und rote Granien. Der verlotterte Baum und das Gausgärtlein ist längst wieder in stand gesetzt; meine Frau Margritte pflanzt Rosenkohl und Radieschen darin. Sie hat die gelben Krotusblümchen gern, und neben ihnen blühen jedes Frühjahr die bläselroten Schlüsselblumen und ein paar Zweige Seidelbast.

Wenn der Armenpfleger Stöcker jeden dritten oder vierten Sonntag am Stelzenhofe vorbeigeht, was er fast nicht lassen kann, und seine scheelen, mißgünstigen Augen über den geschauerten Hofraum schleichen läßt, dann sieht er ein Pferdegeschirr mit blankgeputzten Messingschnallen am Nagel neben dem Stalleingang hängen. Und wer sonst des Weges kommt und etwas vom Land und von den Bäumen versteht, der fragt nicht, ob wir die Arbeit fürchten. Die Disteln auf den schönen Gausäckern hat das bedächtlich schaffende Pflugeisen ausge-reutet. Selbst die verachteten Sumpfwiesen im Laubenmoos haben sich mit den Jahren eine um die andere grün gemacht, auf der nächsten hab' ich sogar drei Birnbäume gepflanzt. Es ist mir immer eine liebe Kurzweil, zuzusehen und zuzuhören, wie das dem sauern Boden durch mühselige Grabarbeit entzogene Grundwasser als ein klarer, nie versiegender Brunnen unten beim Haselschlag aus der Sammelleitung quillt, in welche die tief in die gelbe Lehmerde versenkten Röhrenstränge einmünden.

In unserer Kammer prangen in großen Ehren zwei vergilbte Zeugen aus meiner Malerzeit: Die Kirche von Steig und der Spruch, der vor Zeiten am Hause zum Steinernen Platz gestanden hat:

„Laß Reider neiden, Hasser hassen,
Was Gott mir gibt, muß man mir lassen.“

Und in der altmodischen, mit Blumen bemalten kleinen Truhe auf der nußbaumenen Kommode bewahrt Margritte neben ihrem goldenen Halskettlein ein paar Gedichte auf, die unter einem fremden Namen irgendwo in einer Zeitung gestanden haben, von denen sie aber weiß, daß ich sie ausgedacht, und die ihr vor andern Versen, die ich etwa zusammengedreht habe, besonders lieb sind. Denn es kommen mir manchmal beim einsamen Schaffen in Feld und Wald allerlei wunderliche Dinge in den Sinn, von denen ich auch anderen Leuten, besonders meinen Weggefährten, erzählen möchte. Ein Oberdörfler muß seine „Idee“ haben. Margritte meint etwa, es sei doch schade, daß sich niemand meiner angenommen, daß ich nicht habe zur Schule gehen können; es hätte mir wohl mehr genügt, als ihr und vielen andern. „Ei,“ geb' ich ihr dann zu bedenken, „in diesem Falle hätte ich vielleicht jetzt keine Frau, die auf mich so einen Stolz hat wie Du. Und auch der Stelzenhof gehörte jetzt wohl einem andern; unser Köhlein, von dem der Zeigerhanß immer sagt, wenn er mit seinen Entelbuben auf Besuch kommt: Es liegt so schön in der Sonne, Du — es liegt so schön in der Sonne! . . .“

Der Riegel.

Von Wilhelm Scharrelmann.

Sie werden bemerkt haben, daß in unserer Anstalt nicht eine einzige Tür unter Verschluss gehalten wird, sagte der Hausvater des „Margaretenstiftes“, als wir nach einem Rundgang durch die Räume der Anstalt wieder in sein Privatzimmer traten und uns zu einer Tasse Kaffee niederließen, die uns der alte Herr mit gewinnender Freundlichkeit angeboten hatte.

Ich werde auch niemals dulden, daß das geschieht, solange ich hier für die Hausgeheße aufzukommen habe. Ein Riegel an einer einzigen Tür dieser Anstalt hätte mir beinahe einmal für immer die Ruhe meines Lebens genommen.

Es war in den ersten Jahren, die ich in diesem Hause brachte. Wir hatten damals ein Mädchen überwießen bekommen, das, wie die meisten, die hier gepflegt und erzogen werden, wegen Vagabundage und Gefahr der Verwahrlosung von der Polizei in Schutzhaft genommen worden war, und der trostlosen häuslichen Verhältnisse wegen seinen Eltern nicht wieder zugeführt werden konnte.

Schon bei der Aufnahme in die Anstalt legte das Mädchen einen geradezu fanatischen Trost an den Tag. Sie weigerte sich, auf meine Fragen irgendeine Antwort zu geben, setzte allen unseren Bemühungen, sie freundlich zu stimmen, einen stumpfen, nicht zu beugenden Widerstand entgegen und war auch den übrigen Jünglingen der Anstalt gegenüber von einer Verschlossenheit, die ebenso rätselhaft als hartnäckig war.

Jeder von unserem Personal gab sich die erdenklichste Mühe, das Mädchen mit Freundlichkeit und Ruhe allmählich zu gewinnen — vergeblich. Es vergingen drei Tage, ohne daß es nur ein einziges Wort sprach. Mit zusammengezogener Stirn starrte es

während des Unterrichtes vor sich hin, beteiligte sich natürlich mit keiner Silbe und war weder durch Freundlichkeit, noch durch Ermahnungen und Strenge zu bewegen, diese Haltung aufzugeben. Selbst im Schlaftaal oder bei den gemeinsamen Mahlzeiten im Eßsaal sprach es nie einen Ton.

Endlich riß mir die Geduld. Ich war der Meinung, daß das Mädchen nun lange genug in der Anstalt gewesen sei, um einsehen zu können, daß ihm hier niemand ein Leid antun wolle, und daß es sich endlich herbeilassen könne, seinen kindischen Trost aufzugeben.

Ich drohte ihm also, daß es am nächsten Tage kein Morgenbrot bekommen werde, wenn es bis dahin sein Schweigen fortsetzen werde. Es hörte meine Worte wie alles, was man ihm sagte, mit aufeinander gebissenen Riefen und zusammengezogener Stirn stumm an — und war am anderen Morgen verschwunden!

Es war nicht zum ersten Male, daß ein Mädchen aus der Anstalt entlief. Die Haustüren und Gartentforten stehen hier den ganzen Tag über offen, und es gehört nichts Besonderes dazu, irgendeine Gelegenheit zu benutzen, um auf und davon zu gehen. Besonders in der ersten Zeit wollen unsere Mädchen, die durch schlechte häusliche Verhältnisse verdorben und zuweilen bereits an das Herumlungern und Vagabundieren auf den Straßen, Betteln, Diebstahl und zuweilen an schlimmere Dinge gewöhnt sind, zuweilen nicht ungern wieder zu ihren alten Verhältnissen zurückkehren. Die Polizei liefert solche Flüchtlinge aber bald wieder ein, und man hätte sich auch um Rosa Welp keine allzu großen Sorgen zu machen brauchen.

Was den Fall aber besonders auffallend erscheinen ließ, war, daß das Mädchen zur Nachtzeit entwichen war. Sie fehlte schon frühmorgens beim Beden, und wir nahmen an, daß sie vielleicht schon in aller Frühe aufgestanden sei und sich irgendwo verborgen gehalten habe, um später, als die Haustür durch eine der Pflegerinnen aufgeschlossen worden sei, auf und davon zu gehen, denn ein Sprung aus dem im ersten Stock liegenden Schlaftaal war ja so gut wie ausgeschlossen.

Unser Haus ist kein Gefängnis, aber — wie gesagt — es ist in solchen Fällen meine Pflicht, die Polizei zu verständigen. Es ist ja nicht ausgeschlossen, daß ein solches Kind — Rosa war noch nicht der Schule entwachsen — in die größte Gefahr gerät. Aber die Nachforschungen der Polizei blieben merkwürdigerweise völlig resultatlos. Sie war weder in der Wohnung ihres Vaters — eines berühmten Trunkenboldes — zu finden, noch ergab sich sonst irgendein Anlaß, wohin sich das Mädchen gewandt haben könne.

Am dritten Tage danach gab es eine neue Aufregung in unserer Anstalt.

Während der Nacht war nämlich — was zu meiner Zeit überhaupt nie mehr vorgekommen war — ein Laib Brot aus der Vorratskammer gestohlen worden. Kleine Diebereien werden ja in Anstalten wie der unseren wohl niemals ganz zu verhindern sein. Das eine oder andere der Mädchen fällt immer noch einmal einer Versuchung zum Opfer. Aber Brot zu entwenden lag wirklich kein Anlaß vor. Wir sparen hier durchaus nicht mit der Verpflegung, und ich glaube, es ist hier noch kein Kind hungrig vom Tisch aufgestanden. Warum also etwas stehlen, was offen gern gegeben worden wäre? Ich war darum über diesen Diebstahl nicht wenig ärgerlich und stellte ein eingehendes Verhör an, brachte aber kein Licht in die Sache. Alle Mädchen versicherten, daß sie von nichts wüßten, und es ergab sich nicht die kleinste Handhabe für einen Verdacht auf irgendeine.

Ich hatte nach einigen Tagen den Vorfall bereits beinahe vergessen, als sich der Diebstahl in einer der nächsten Nächte wiederholte.

Jetzt lief mir aber denn doch die Galle über. Ich hielt den Mädchen — man glaubt in jungen Jahren ja noch an die unbedingte Macht moralischer Betrachtungen — eine gehörige Standrede und sprach schließlich die Erwartung aus, daß sich die Schuldige bis zum Mittag bei mir melden möge. Ich sicherte unter dieser Bedingung völlige Straffreiheit zu, drohte aber andernfalls die strengste Untersuchung an. Am selben Augenblick empfand ich, daß ich damit eine Ungeschicklichkeit begangen habe, denn es war die größte Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden, daß ich auch diesmal kein Licht in die Sache bringen und mich also höchstens blamieren werde.

Wie Sie bereits erraten haben werden, meldete sich wirklich niemand, und ich sah mich einige Stunden später in die Notwendigkeit versetzt, mein Wort zu halten und die angekündigte Untersuchung anzustellen.

Sie verlief so, wie es vorauszu sehen war. Das stimmte mich nicht gerade freundlicher, und ich ordnete schließlich an, daß die Speisekammer in Zukunft unter Verschluss gehalten werden solle, da ich den Jünglingen kein Vertrauen mehr schenken könne.

Ob das weiße gehandelt war, will ich dahingestellt sein lassen. Aber irgend etwas glaubte ich unternehmen zu müssen, und so kam denn diese Verordnung dabei heraus, die keines der Mädchen ehrlicher machen konnte, dafür aber den Geist des Mißtrauens, der sich durch die letzten Vorkommnisse eingeschlichen hatte, auch für die folgende Zeit gewissermaßen ans Haus fesselte.

Nun hörten selbstverständlich die Diebereien auf. Die Tage gingen hin, und ich ahnte nicht, was ich mit meiner Maßregel, ohne es zu wollen, angerichtet hatte.

Ich habe die Verpflichtung, jeden Abend spät, wenn alles zur Ruhe gegangen ist, noch einmal einen Revisionsgang durch die

Anstalt zu machen. Mit Ausnahme der Schläffale der Mädchen, die unter der besonderen Aufsicht der Pflegerinnen stehen, durchwandere ich dann noch einmal alle Räume und war eines Abends später als sonst auf meinem Rundgang begriffen, als ich auf dem obersten Flur auf ein leises Stöhnen aufmerksam wurde.

Ich blieb stehen und lauschte, konnte aber nicht herausbekommen, woher das Geräusch kam.

Gerade wollte ich in der Meinung, mich getäuscht zu haben, weitergehen, als ich dasselbe Geräusch von neuem hörte, das diesmal wie ein leises, verhaltenes Wimmern klang.

Ich ging den Flur hinunter, lauschte und spähte, ohne irgend etwas entdecken zu können. Ich bin nicht sonderlich furchtsam, aber das eigentümliche Geräusch ließ mich doch erschauern. Ich fühlte, wie eine steigende Erregung sich meiner bemächtigte, und vielleicht hat es daran gelegen, daß ich nicht gleich die Stelle fand, von der die Laute kamen.

Plötzlich sah ich in dem unsicheren Schein der Kerze, die ich in der Hand trug, etwas Helles auf der Treppe liegen, die zum Bodenraum des Hauses führte.

Ich schritt darauf zu, noch immer ungewiß, was es sein konnte, als ich den Körper eines Mädchens erkannte, das auf der Bodentreppe hingesenken sein mußte.

Das Licht aus der Hand stellen und das Kind aufnehmen war das Werk eines Augenblicks. Eine Sekunde später erkannte ich die lange vermählte Rosa Welp.

Ich trug die Ohnmächtige in meine Stube hinunter und hingelte den Pflegerinnen. Unseren Bemühungen gelang es denn auch nach einiger Zeit, das Kind aus seiner Betäubung zu wecken. Spinnweben und Staub im Gesicht und Haar, kraftlos und halbverhungert, bot die Aermste anfänglich den Anblick einer Irren. Die Sorge und liebevolle Freundlichkeit, mit der meine Pflegerinnen sie nun wuschen und säuberten, ihr heiße Milch einschlößten und tröstend zuredeten, brachte nun plötzlich die eisige Kruste zum Schmelzen, die um ihr Herz gelegen hatte. . . . Sie fing an zu weinen, und nach einer halben Stunde begann sie, durch unser stetes Zureden ermutigt, zum ersten Male zu sprechen.

Sie war bei ihrer Flucht auf den Boden der Anstalt gefallen, hatte sich dort hinter einem Haufen von Brennholz versteckt und war also immer in unserer unmittelbaren Nähe gewesen. Nur der Hunger hatte sie gezwungen, sich Nachts in die Speisekammer zu schleichen, um nacheinander die beiden Laibe Brot zu entwenden, die wir vermehrt hatten.

Das dritte Mal hatte das Kind die Tür verschlossen gefunden und war hungrig in sein Versteck zurückgekehrt. Jede Nacht hatte es nun neue Versuche gemacht, in der Hoffnung, die Tür wie früher unverschlossen zu finden. Heute endlich war es, von Hunger und Kälte erschöpft, auf der Treppe zusammengebrochen. Wäre es vorher in sein Versteck zurückgekehrt, so würde es wahrscheinlich nie wieder aus seiner Ohnmacht erwacht sein. Mein Mißtrauen, das ihm die Speisekammertür verschloß, hätte ihm dann wahrscheinlich das Leben und mir für immer die Ruhe meines Lebens geraubt.

Rosa Welp ist nachmals einer der besten Jüglinge unserer Anstalt geworden. Was mußte dieses Kind bereits gelitten haben, ehe es in unsere Anstalt trat, daß sein kindlicher Dab auf alle, die mit ihm umgingen, so groß werden konnte! Daß es sich in unbegreiflichem Trost zehn Tage lang vor uns verstecken konnte, bis der Zufall — wenn Sie wollen, eine gütige Vorsehung — es fügte, daß wir es entdecken und retten konnten. Aber denken Sie sich erst die Qualen des Kindes und seine eisige Enttäuschung, als es seine heimliche Nahrungsquelle, die Speisekammer, plötzlich verschlossen fand und es gezwungen war, wie ein hungerndes Tier taglang in sein Versteck zurückzukehren.

Nein, nein, solange ich an dieser Stelle stehe, soll keine Tür der Anstalt verschlossen werden. . . . Vertrauen, und immer wieder Vertrauen, das ist das große Geheimnis aller Erziehung. . . .

Mirabeau als Redner.

Die vor kurzem im Verlag von Hachelle u. Cie. in einem stattlichen, vorzüglich ausgestatteten Band herausgegebene Monographie über den großen Tribunen der französischen Revolution verdient Beachtung, auch abgesehen von dem Umstande, daß der gewandte Parlamentarier, der sie verfaßt hat, Louis Barthe, den Präsidentenstuhl französischer Ministerkammer erklomm. Wenn sie auch, trotz Benutzung mancher, bisher unbekannter Dokumente, dem Charakterbild Mirabeaus keine wesentlichen neuen Züge hinzufügt und weder die gesellschaftlichen Zusammenhänge, die die Entwicklung dieser Persönlichkeit bestimmen, ausreichend würdigt, noch in das hier geistliche psychologische Problem tiefer eindringt, so gibt sie doch in ihren anregend geschriebenen, besonders dem Romanhaften dieses Lebens liebevoll zugewandten Kapiteln ein in lebhaftesten Farben ausgeführtes, eindrucksvolles Porträt.

Wir geben im folgenden die wichtigsten Stellen aus dem Schlusssatz wieder, das „Mirabeau“ als Redner behandelt. Daß Mirabeau seine Reden wie schon seine bekanntesten Schriften, zum größten Teil oder ganz von einem ganzen Stab von Mitarbeitern ausarbeiten ließ, war zu seinen Lebzeiten bekannt, und es wurde nicht anstößig befunden. Nach dem Tode des Tribunen schrieb Camille Desmoulins in dem ihm eigenen geistreichen und an-

schaulichen Stil: „Man weiß, daß Herr von Mirabeau die Schauspieler des römischen Theaters nachahmte, von denen immer zwei für eine einzige Rolle da waren: der eine für die Deklamation, der andere für die Gebärde, und daß er sich stets nur die Gebärde vorbehielt, für den Ton aber auf eine hinter der Leinwand verborgene Person verlieh.“ Gleichwohl wirkten die 1832 erschienenen „Erinnerungen an Mirabeau“ von Etienne Dumont, einem der herborragendsten der Gehilfen des Staatsmannes, wie eine staunendste Enthüllung. Goethe fand damals in einem Gespräch mit Eckermann ein Urteil, das Barthe als endgültig bezeichnet. Er sagte:

„Ich kenne kein lehrreicherer Buch als diese Memoiren, wodurch wir in die geheimsten Winkel jener Zeit tiefe Blicke tun und wodurch uns das Wunder Mirabeau natürlich wird, ohne daß dieser Held dadurch irgend etwas von seiner Größe verliert. Es ist im Grunde auch alles Torheit, ob einer etwas aus sich habe oder ob er es von anderen habe; ob einer durch sich wirke, oder ob er durch andere wirke. Die Hauptsache ist, daß man ein großes Wollen habe und Geschick und Beharrlichkeit besitze, es auszuführen; alles übrige ist gleichgültig. Mirabeau hatte daher vollkommen recht, wenn er sich der äußeren Welt und ihrer Kräfte bediente, wie er konnte. Er besaß die Gabe, das Talent zu unterscheiden, und das Talent fühlte sich von dem Dämon seiner gewaltigen Natur hingezogen, so daß es sich ihm und seiner Leitung willig dahingab. So war er von einer Masse ausgezeichnete Kräfte umgeben, die er mit seinem Feuer durchdrang und zu seinen höheren Zwecken in Tätigkeit setzte. Und eben, daß er es verstand, mit anderen und durch andere zu wirken, das war sein Genie, das war seine Originalität, das war seine Größe.“ Nun Barthe:

Mirabeau machte fremde Arbeit zu seiner. Aber ohne seine Mitarbeiter hätte er die erdrückende Arbeit, die sein Ruhm ihm auferlegte, nicht bewältigen können. In der neuen Welt, an der die konstituierende Versammlung Tag um Tag baute, waren alle Fragen gestellt. Mirabeau stand keiner fremd oder gleichgültig gegenüber. Alle Debatten zogen ihn an. Kein Redner besaß so ausgedehnte Kenntnisse und eine so große Autorität. Selbst diejenigen, die um seiner Vergangenheit und seines nunmehrigen Lebens willen oder aus unbefleglichen Vorurteilen heraus ihm ihre Achtung vorenthielten, konnten nicht umhin, seine beinahe allumfassende Kompetenz, seinen klaren Blick, seinen ebenso mutigen wie glänzenden gesunden Menschenverstand anzuerkennen. Sein Wort über Sieyès: „Sein Schweigen ist ein öffentliches Unglück“ durfte mit mehr Zug von ihm selbst gelten als vom theoretisierenden Abbé, der mit einigen, übrigens glücklichen und entscheidenden Formeln seine handelnde Kraft erschöpft hatte. In dieser Versammlung, die ihm den Weg zur Ministerschaft untersagt hatte, machte sich das Bedürfnis nach seiner Rede, seinen Weisungen, seinen Ratsschlägen gebieterisch geltend. Wie hätte er sich dem entziehen sollen? Aber wie hätte er allein den Notwendigkeiten einer Tagesaufgabe, die überlästet und bewegt wie nie eine andere war, genügen können? Er sah, nach seinem pittoresken Ausdruck, immerzu „auf dem Dreifuß“. Er sagte auch: „Die innere Sammlung und Nachdenklichkeit sind uns gänzlich versagt. Es ist uns fast unmöglich geworden, eine große Arbeit zu organisieren, selbst wenn wir über das vorbereitete Material verfügen.“ Fügt man dem seine unermessliche persönliche Korrespondenz, die Berichte, die er für den Hof redigierte und die Zeit, die ihm seine Vergnügungen nahmen, hinzu, kann man nicht überrascht sein, daß er zu Mitarbeitern seine Zuflucht nahm. Die waren eine Notwendigkeit für ihn und er verleugnete sie nicht. Und die von ihm verwendeten waren stolz darauf, an seinem Ruhm mitzuwirken. . . . Alle erkannten seine Ueberlegenheit in der Spezialität an, worin sie ihn unterrichtet hatten. Nachdem er die Sache, die sie für ihn vorbereitet hatten, „gut gelernt“ hatte, erwies er sich als ihr Meister. Aber vor allem grüßten sie in ihm eine selbständige Kraft und die Ursprünglichkeit des Genies.

In den Augenblicken, wo Mirabeau keinem etwas schuldig war, wuchs er über sich selbst hinaus und wurde einfach unvergleichlich. Seine Improvisationen, worin die ganze Blut seiner feurigen Seele loderte, warfen Flammenströme in die Versammlung. Hier war es, wo er sich ganz gab, süßlich, voll Pathos und schwingender Leidenschaft, verachtungsvoll und drohend, wichtig und ironisch, ohne jemals inmitten der Leidenschaften, die er nach Belieben entfesselte, herausforderte oder berückichtigte, die Staltblütigkeit zu verlieren. Er händigte den Willen, hielt die Mißgunst in Schranken und gebot der ungeduldigen Eifersucht, dem Ehrgeiz des Nebenbuhlers Schweigen. Unterjocht wurden sie alle stumm. Wie Barnabe eingestekt, konnte ihn dann niemand erreichen und kein antiker oder moderner Redner hat ihn an Gewalt und Schönheit des Talents übertroffen.

Die Apostrophe an Dreu-Pré hat Mirabeaus Legende geschaffen. Man kann sich ihn kaum anders vorstellen, als wie er, das Löwenhaupt rückwärts geworfen, den Arm trotzig und drohend ausgestreckt, mit gebieterischer Stimme die durch die Kühnheit des triumpfhierenden Rechts besiegte Monarchie vor dem Willen des Volkes zurückweichen macht. Es ist also wahr, daß die Legende, wie dies oft geschieht, von der geschichtlichen Wirklichkeit nur in Nuancen abweicht. Sie stellt sich hier weniger als eine Entstellung denn als ein Zuwachs dar. Mirabeaus physische Mittel waren ein Bestandteil seiner Verehrbarkeit. Sie weckten Erstaunen und beherrschten die Zuhörer, beinahe ehe der Redner gesprochen hatte.

Kleines feuilleton.

Volksebildung.

Mit jähen Schritten näherte er sich der Tribüne. Herkulisches gebaut, breitkultig, den gewaltigen Kopf unter einer Ueberfülle des mit Sorgfalt gepflegten Haares, rief Mirabeau sofort den Eindruck der Kraft hervor. Sein von Podemmarben besätes Gesicht war häßlich, aber er zeichnete sich darin aus, diese durch das Spiel des Ausdrucks umgewandelte Häßlichkeit in eine Macht zu verwandeln.

Die Fruchtbarkeit der Tribüne lag ihm weniger als Barnabe, der ihm sowohl durch die Leichtigkeit der Improvisationen in den allgemeinen Ideen, wie durch seine dialektischen Fähigkeiten überlegen war. Seine Arbeitsmethode und die Menge der Fragen, womit er sich besaßte, schloffen lange Ueberlegungen und tiefere Kenntniss der Details des Gegenstandes aus. War eine sofortige Widerlegung vonnöten, geschah es ihm wohl, übercumpelt zu werden. „Ich sehe wohl,“ sagte er zu Dumont, „um eine Sache aus dem Steigreif zu behandeln, muß man damit beginnen, sie gut zu kennen.“ Er kannte sie nicht immer. Abbé Maury, der diese Schwäche ertappt hatte, führte ihn mehrere Male mit aufreizender Bosheit aufs Eis. Darum verabscheute ihn Mirabeau, wogegen er die strenge Rechlichkeit von Cazals achtete. Aber man mußte sich hüten, den Tribunen allzusehr herauszufordern, denn eine fürchtbare Replik konnte die schwächlichen Gründe erschlagen. Er ersaßte in der Diskussion mit außerordentlicher Schlagfertigkeit den schwachen Punkt der ihm entgegengelegten Argumentation und durchschaute nicht minder schnell und klar die Stimmung der Versammlung. Die Macht des Redners verband sich in ihm mit der Geschicklichkeit des Taktilers. Er trugte an der richtigen Stelle nachzugeben oder die Debatte mit einem gutgewählten Wort, mit einem gutgeführten Streich zu beenden und dem Gegner den Gnadenstoß zu geben. Seine Entschlossenheit hatte Macht, aber er hatte auch Geist und zwar vom allerbesten, in jeglichem Genre. Indes war sein Rednergenie doch mehr aus Kraft, denn aus Feinheit und mehr aus Leidenschaft, denn aus Geist geschaffen. In seinem Wesen heftig, vermochte er sich indes nicht immer der Delfamation zu entziehen. Mirabeau hatte keine schöpferische Phantasie. Dagegen besaß er das, was man historische Einbildungskraft nennen könnte. Er glänzte darin, Begebenheiten der Vergangenheit wiederzuerzählen und, indem er sie voll zudenden Lebens in die Debatte wirft, diese aufzuheben, zur Leidenschaft aufzuspitzen oder ihrem Ende zuzujagen.

Niemals hat er sich dieser Bedergabe mit mehr Kraft und Glück bedient als in der Debatte, die der unbörhergesehene Antrag des Dom Gerle hervorgerufen hatte. In einem unklugen Einfall hatte der jakobinische Stathhäuser die Erklärung der katholischen Religion zur Nationalreligion gefordert. Der heftigen Leidenschaften, die dadurch entfesselt wurden, konnte eine Erklärung La Rochefoucaulds nicht Herr werden, worin dieser die Versammlung einlud, unbeschadet ihrer Anhänglichkeit an den katholischen Kult, den sie in die erste Reihe der öffentlichen Aufgaben gestellt hatte, den Antrag nicht in Beratung zu ziehen. Die Verwirrung und der Tumult waren außerordentlich. Plötzlich machte Mirabeau ihnen ein Ende. Ein Deputierter berief sich auf das Versprechen, das Ludwig XIV. vor Cambrai gegeben hatte, in dieser Stadt niemals mehr den protestantischen Kult zu dulden und forderte seine Ausführung. Da erhob sich Mirabeau, um „gegen diesen despotischen Akt, der den Vertretern eines freien Volkes nicht zum Muster dienen könne“ zu protestieren. Und mit wundervollem Schwung fuhr er fort: „Da man in der Angelegenheit, die uns beschäftigt, zu geschichtlichen Ritzaten greift, will ich ein einziges hier vorbringen. Denken Sie daran, meine Herren, daß ich von diesem Ort, von der Tribüne, wo ich rede, das Palastfenster erblicke, wo gehäßige Parteigänger, die mit den heiligsten Interessen der Religion weltliche Interessen verknüpfen, von der Hand eines schwachen französischen Königs den unheilvollen Büchsenknall abfeuern ließen, der das Signal zum Gemegel der Bartholomäusnacht gab!“ — Verblüfft und gleichsam niedergeschmettert, verharrten die Zuhörer in einem tiefen Schweigen der Sammlung, dann brach der Beifall aus, und die Zurufe schlangen sich zu Mirabeau empor, der noch lebend stand. Es war einer seiner größten Triumphe.

Einige Tage später machte ihn Robespierre, der ihn dazu beglückwünschte, darauf aufmerksam, daß er übertrieben habe, da der Louvre von der Tribüne nicht zu sehen sei. Mirabeau erwiderte: „Sie haben recht, in der Tat. In jenem Augenblick der Inspiration aber habe ich das, was ich sagte, auch gesehen.“ Nichts enthüllt die Unmittelbarkeit und Kraft seines Rednergenies besser als diese Antwort.

Er liebte leidenschaftlich das Leben, deren Freuden er alle bis zur Reize genossen hatte, aber er hatte auch, weniger aus Stolz als aus feilscher Vornehmheit, den Kultus seines Ruhmes, den er der Zukunft anheim gab. Er erwartete seine Rechtfertigung von der Zeit, „diesem unbestechlichen Richter, der allen Gerechtigkeit erweist“ — und von der Unparteilichkeit der Geschichte. Die Skandale seiner Jugend und die Verfehlungen seines reifen Alters hatten es ihm verfaßt, das volle Maß seiner Persönlichkeit zu geben. Er litt unter dieser Unmöglichkeit wie unter einer dem nationalen Interesse zugefügten Schädigung. „Ach hätte ich doch,“ sagte er Cabanis, „in die Revolution einen Ruf wie Malesherbes mitgebracht! Welche Geschichte hätte ich meinem Lande gesichert, welchen Ruhm an meinen Namen geknüpft!“ Diese Vorgefühle haben ihn nicht betrogen. Er hat einen großen Namen hinterlassen, den die Legende verklärt, aber sein Schicksal war kleiner als sein Genie.

Arbeiterlektüre. Die „Hamburger Nachr.“ eifern über „Arbeiterlektüre“. Sie vermelden, daß nach der Zusammenstellung der Siemenswerke in Berlin, die seit 1909 eine „Werkbücherei“ für ihre Beamten und Arbeiter unterhalten, der verheiratete Arbeiter außer den Werken, die er aus den Gebieten der Technik, Kulturgeschichte, Kriegsgeschichte, Naturwissenschaft für sich selbst entleiht, für die weiblichen Angehörigen seiner Familie fast ausschließlich Bücher von Marlitt, Heimbürg und Eschstruth und die modernen Emanzipationsromane von Böllau, Boy-Ed, Dunder, Lovots, also literarisch fast wertlose Sachen, bestelle. Das Gleiche tue die unverheiratete Arbeiterin, während die ältere Arbeiterin, die verheiratete und verwitwete, daneben doch Werke über Gartenbau, Gesundheitspflege und Reisen wünsche. Der unverheiratete Arbeiter bevorzuge meistens Romane mit einer sexuellen Note. Den Verfasser kenne er nicht und er sei ihm auch gleichgültig; Titel wie „Drei Hüße“, „Hinde Liebe“ usw. usw. seien ihm maßgebend, oder er lese auch wohl die gesamten Werke Zolas der Reihe nach durch, andererseits nehme er aber auch technische, naturgeschichtliche, kriegsgeschichtliche Werke und Humoresken.

Aus dieser Zusammenstellung sollte, meinen wir, zunächst geschlossen werden, daß die Leiter der Siemenschen Werkbücherei nicht viel wissen können von der längst gestarteten Frage, wie man Bücher ausleiht. Man verabsolgt sie nicht automatisch, mechanisch, sondern hat die Aufgabe, die Leser nach Art und Wunsch zu beraten und zu guten Büchern hinzuleiten. Weiterhin aber bezeugt die Zusammenstellung des Hamburger Kapitalistenblattes die Vernachlässigung des Volkes durch die Volksschule. Will das Volk die Schäden seiner Schulerziehung tilgen, muß es sich selber helfen, und das Hilfsmittel ist die Organisation. Die älteren Männer, die bereits von der Organisation, der gewerkschaftlichen sowohl wie der politischen, ergriffen sind, haben ein Verständnis dafür, was ihnen fehlt, und suchen sich mit heißem Wissensdurst autodidaktisch weiterzubilden. Diesen Wunsch hat auch die ältere Arbeiterin. Die sogenannten Familienmütter aber, die nur Hausfrauen sind, und die jüngeren Töchter, die von der Organisation noch nicht erfaßt wurden, bleiben rückständig, schritten nicht mit dem aufgeklärten Familienvater voran. Aber auch diese Frauen werden in immer größeren Scharen zur Einsicht kommen. Proletarische Frauenbewegung und proletarische Bildungsbestrebungen werden vielleicht schneller Wandel schaffen, als es den „Hamburger Nachrichten“ lieb sein mag.

Was die unverheirateten, also die jugendlichen Arbeiter anlangt, so macht sich, wie die Zola-Literatur beweist, der Drang nach guter Lektüre sehr lebendig geltend. Wenn die Leser dieser Altersschicht an den Autoren der Bücher wenig Interesse befunden, so besaß das nicht viel. Anderswo steht damit nicht besser. Ein kleines Erlebnis aus der Amelangschen Bibliothek in Berlin mag reden. Trat dort kürzlich ein strammer Offiziersbursche ein und forderte wohlgerichtet für seinen Gnädigen und seine Gnädige ohne jede Angabe des Autors „einen Kriminalroman und einen französischen Roman!“ Der Verfasser war gänzlich gleichgültige Nebensache, und die „Hamburger Nachrichten“ mögen wohl bedenken, daß man in Glashäusern nicht mit Steinen werfen soll.

Im übrigen sei der Siemenschen Werkbücherei empfohlen, einmal den Freitagsbesen walten zu lassen. In ihren Regalen scheint mancherlei sich breit zu machen, was schleunigst hinausgesetzt werden sollte.

Physiologisches.

Welche Wärmegrade verträgt der menschliche Körper? Wenn wir in unserem gemäßigten Klima an heißen Tagen unter der Hitze stöhnen, so gibt es auf der Erde doch Gegenden, deren Höchsttemperaturen fast die doppelte Anzahl Grade erreichen. So hat man im Innern Australiens häufig eine Durchschnittstemperatur von 46 Grad Celsius im Schatten und 60 Grad in der Sonne, ja man hat auch 55 und 67 Grad festgesetzt. Bei der Fahrt durch das Rote Meer und den Persischen Golf zeigt in heißen Jahreszeiten das Thermometer der Dampfer, trotz der ständigen Ventilation zwischen 50 und 60 Grad. Ein Forscher hat neuerdings auf dem Himalaja im Monat Dezember um 9 Uhr früh in 3300 Meter Höhe eine Temperatur von 55 Grad festgesetzt. Bei solchen Temperaturen scheint der menschliche Körper bereits schwer zu leiden, aber die Grenze, die er ertragen kann, ist damit lange nicht erreicht. Die beiden englischen Forscher Blyden und Chauthy ließen sich, um diese Höchstgrenze festzustellen, in einen Ofen einschließen, dessen Wärme allmählich gesteigert wurde, und so vermochten sie eine Temperatur auszuhalten, die noch etwas über dem Siedepunkt des Wassers, also 100 Grad, lag. Diese Widerstandsfähigkeit des Körpers ist durch die ungeheure Transpiration zu erklären, die durch diese außerordentlichen Temperaturen hervorgerufen wird; das Wasser, das auf der Oberfläche der Haut perlt, verwandelt sich augenblicklich in Dampf, der einen merkligen Teil der Wärme absorbiert, die den Körper ummittelbar umgibt. Man kann danach, so paradox es klingen mag, behaupten, daß der menschliche Körper, wenn er nur gegen jede direkte Verührung mit der Wärmequelle geschützt ist, in stande ist, eine Temperatur zu ertragen, die fast ausreicht, ein — Kotelett zu braten. ...